

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 153 (1874)

Artikel: Schuldlos im Zuchthaus : eine Erzählung aus dem Leben
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schuldlos im Zuchthaus.

(Eine Erzählung aus dem Leben.)

I.

Thalheim ist ein kleines Dorf, dessen Bewohner noch einen gewissen patriarchalischen Anstrich haben, ohne daß man indessen von ihnen sagen könnte, daß sie hinter der Zeit zurückgeblieben seien. Schon der Name deutet mehr oder weniger auf dessen Lage hin und wir wollen nur noch beifügen, daß zu Thalheim ein freundliches Gelände gehört, das einen hübschen Rahmen um die einfachen, aber reinlichen Häuser und Hütten bildet, in deren Mitte ein bescheidenes Kirchlein steht, — obwohl die Thalheimer keinen eigenen Pfarrer haben und ihren geistlichen Trost von dem Pastor der Nachbargemeinde erhalten. Das thut indessen wenig zur Sache, denn die Bewohner des Dörfchens sind aus dem letzteren Grunde nicht um ein Haar weniger gottesfürchtig. Im Gegentheil. Wenn sie ihr Wochenwerk verrichtet haben und der Sonntag anbricht, erinnern sie sich getreulich des Spruches: Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ausruhen, um den Herrn zu preisen. Und in der That, wenn das Glöcklein zur Kirche ruft, folgt Alt und Jung seinen Klängen, denn aufs Kirchengehen wird in Thalheim noch viel gehalten, was hoffentlich Jedermann am Platze finden wird. Auch in allen andern Beziehungen sind die Bewohner des Dörfchens an Regelmäßigkeit und Ordnung gewöhnt. Dennoch war diese Heimstätte des Friedens Ende der Vierziger-Jahre der Schauplatz einer äußerst traurigen Begebenheit.

Ein schmucker, junger Mann, Namens Ferdinand Meher, war bei den Töchtern des Dorfes eine gern gesehene Erscheinung. Und mit Recht; denn Meher besaß wirklich alle Eigenschaften, welche dazu gehören, bei der schönen Welt Eroberungen zu machen. Wohlgewachsen, rüstig, geschickt zu jeder Arbeit, fleißig und sparsam, jederzeit guten Humors und voll Mutterwitz, wie er war, konnte ihm die Zuneigung der Schönen des Dorfes nicht fehlen. So kam es denn, daß der junge Mann auch von der einzigen Tochter des Müllers Bryner im Stillen geliebt wurde. Wir sagen im Stillen, denn Anna wußte wohl, daß ihre

Eltern, namentlich der Vater, dem jungen Meher nicht besonders grün war. Warum? war ihr indessen nicht recht klar. Wie es im Leben zu gehen pflegt, finden junge Leute, die sich gegenseitig lieben, tausend Wege, diese zarten Bande immer enger und enger zu schließen. Das war auch bei Ferdinand und Anna der Fall. Beide gelobten sich mündlich und schriftlich unverbrüchliche Liebe und Treue und hofften in nicht gar ferner Zeit für immer miteinander verbunden zu werden. Beide waren glücklich und wenn Anna hie und da der Befürchtung Worte lieh, ihre Eltern werden sich der projektirten Verbindung am Ende doch widersetzen, war es Ferdinand, welcher ihre Hoffnung auf die Zustimmung des Müllers wieder aufzurichten vermochte.

Aber Ferdinand sollte sich täuschen.

Dem Scharfblicke der Müllerin war es nicht entgangen, daß ihre Tochter dem jungen Nachbar Ferdinand mehr zugethan war, als einem nicht selten auf Besuch kommenden Vetter aus dem Städtchen Zullberg. Das lag der sonst guten Frau nicht recht, zumal es längst ihr Lieblingsgedanke war, ihre Tochter einst diesem Vetter zu geben, einem Burschen, der sich freilich Seitens des Töchterleins keiner sehr großen Aufmerksamkeit rühmen durfte.

Eines Sonntags, als Anna zur Kirche gegangen war, fand die Müllerin in dem Kämmerlein ihrer Tochter so recht zum Ueberflusse eine schriftliche Liebeserklärung Ferdinands, welche mit jugendlicher Begeisterung der Liebenden Glück schilderte. Das war der Müllerin zu viel. In fieberhafter Hast wurde weiter und weiter gesucht, und richtig, es fielen ihr noch andere ähnliche Schriftstücke in die Hand. In höchster Aufregung wurde der Fund dem Herrn Gemahl überantwortet, der in vorliegender Sache noch weniger Spaß verstand als seine Ehehälfte. Je länger Bryner in den Briefen las, desto mehr runzelte sich seine Stirne. „Da hat mir der Teufel ein schönes Ei ins Haus gelegt“, polterte er endlich heraus. „Das fehlte mir gerade noch, daß ich einen solchen Schlingel zum Tochtermann bekäme. Alle Hagel, dem will ich heimzünden!“

In diesem kritischen Augenblick trat Anna in das Zimmer.

Auf den ersten Blick sah die Müllerstochter, daß bei ihren Eltern eine unheimliche Stimmung herrsche; sie fühlte, daß sich über ihrem eigenen Haupte gefahrdrohende Wetterwolken zusammenziehen. Nur zu bald sollte sie darüber Gewißheit bekommen, was in ihrer Abwesenheit vorgefallen. „Also Liebeleien hinter dem Rücken von Vater und Mutter, und dazu noch mit dem jungen Meher, der nichts ist und nichts wird als ein gefallsüchtiger und ehrgeiziger Bursche — ein Habenichts, der kaum eine Kuh, geschweige denn eine Frau, redlich ernähren kann. Muß ich so etwas von dir erleben und ist das der Dank, daß ich meine alten Tage noch dazu verwende, von Morgens früh bis Abends spät zu arbeiten wie ein Lastthier, damit meine Tochter einmal ein anständiges Vermögen und damit eine sorgenfreie Existenz bekommt? Den Ferdinand Meher also willst Du heirathen, dessen Vater einst bei uns Kocknecht gewesen ist? Daraus wird nie und nimmer etwas, hörst Du? so lange der Müller Anton Bryner lebt, wird er zu einer solchen Verbindung niemals Ja sagen!“

„Aber, Vater“

„Kein Wort mehr. Wenn ich noch einmal erfahre, daß Du mit diesem Taugenichts weiter verkehrst, bist Du die längste Zeit meine Tochter gewesen. Dann jage ich Dich zum Tempel hinaus und Du magst sehen, wer sich Deiner annimmt!“ Also sprach Bryner und schritt mit trotziger Geberde zum Zimmer hinaus.

Die Mutter liebte ihre Tochter doch zu sehr, als daß sie es in diesem Augenblicke nicht bereut hätte, die fatale Geschichte dem gestrengen Vater so direkt und rückhaltslos eröffnet zu haben. Aber geschehen blieb geschehen und alle Thränen der Tochter vermochten die Sache nicht zu ändern.

II.

Anna ging auf ihr Zimmer, um auszuweinen.

Mehrere Wochen vergingen inzwischen. Man sah es dem jungen Meher bald an, daß ein tiefer Kummer an seinem Herzen nage. Der sonst so heitere Bursche schien alle Lust am Leben verloren zu haben. Zwar lag er, nach

wie vor, seinen Arbeiten ob, aber mit seinen muntern Scherzen, mit dem Singen und Springen, war es aus. Es ging auch nicht lange, bis die ehrsamten Bewohner von Thalheim den Schlüssel zu diesem Räthsel erhielten. „Des Mehers „„Ferd““ — hieß es eines schönen Morgens am Dorfbrunnen — hat die Anna Bryner heirathen wollen, aber der Müller stemmt sich dagegen wie ein Leu und schießt den „„Ferd““ todt, wenn er ihm vor die Nase kommt Ja, die Anna wird für ihr ganzes Leben verstoßen, wenn sie den „„Ferd““ nicht aufgibt.“ Eine Stunde später wußte ganz Thalheim, was vorgefallen. Daß diese Neuigkeit lange alle Weiber und Ofenhocker in Athem hielt, ist für Diejenigen einleuchtend, welche wissen, daß es zu allen Zeiten und an jedem Orte immer Kreaturen gegeben hat und giebt, welche an kleinem und großem Klatsch ihre Freude haben. In dieser Beziehung also machten auch die Thalheimer keine rühmliche Ausnahme von den übrigen Erdenkindern, und manche schmucke Dorfjungfer, welche dem „Ferd“ bis jetzt gut war, und denselben gerne zum Manne genommen hätte, stimmte jetzt in die zahlreichen Spottreden ein.

So vergingen, wie gesagt, mehrere Wochen. Auf einmal hieß es, der „Ferd“ sei bei dem Gemeinderathe gewesen, habe sich einen Heimatschein geben lassen und sei Willens, nach Amerika auszuwandern. Dessen kleines Gütchen sei bereits seinen Geschwistern abgetreten worden, die ihm mit Hülfe eines Onkels das benöthigte Reisegeld zusammengelegt haben. Und in der That, die Sache verhielt sich so. Ferdinand wollte nicht länger die Zielscheibe der Thalheimer sein; er hatte den festen Entschluß gefaßt, einem Orte den Rücken zu kehren, der für ihn keinen Reiz mehr haben konnte, nachdem alle seine Hoffnungen, Anna einst zum Weibe zu bekommen, so gründlich und schonungslos zerstört worden waren.

Ferdinand Meher hatte den letzten Sonntag im Januar 1849 zur Abreise bestimmt. Er wollte von seiner Heimat Abschied nehmen, ohne noch Jemanden anders Lebwohl zu sagen, als seiner geliebten Anna. Ihr wollte er am Abend vor seinem Wegzuge noch einmal die Hand drücken, ihr noch einmal die Versicherung seiner schranken-

losen Liebe geben, und käme dabei selbst sein Leben in Gefahr.

III.

Es mochte Nachts 11 Uhr sein, als in Thalheim plötzlich Brandlärm entstand. In der Scheune des Müllers Bryner war Feuer ausgebrochen. Das Sturmglöcklein wimmerte durch die eisige Winternacht und Alles eilte bestürzt auf die Brandstätte. Größte Gefahr war um so augenscheinlicher, als ein heftiger Westwind wehte und die Flammen in der wohlgefüllten Scheune des Müllers reichliche Nahrung fanden. Zwar dauerte es nicht lange, bis auch aus den benachbarten Orten zahlreiche Hülfe eintraf, allein es fehlte im ersten Augenblicke an guten Spritzen und an tüchtiger, eingreifender Leitung der Löschmannschaft. Was allgemein befürchtet wurde, trat ein: auch die Mühle fing Feuer und war nach wenig mehr als einer Stunde nur noch ein Trümmerhaufen. Nur mit größter Anstrengung aller Kräfte gelang es, dem weiteren Umsichgreifen des entfesselten Elementes Halt zu gebieten.

In dieser kurzen Zeit hatte der Müller Bryner einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verloren. —

Die Ermittlung der Ursache des Brandfalles war Aufgabe des Oberamtmannes, welcher zu diesem Zwecke noch in der Nacht auf die Unglücksstätte eilte. Die diesfälligen Erhebungen schienen anfänglich zu keinem bestimmten Resultate führen zu wollen. Die Bewohner der Mühle selbst konnten keine Aufschlüsse erteilen. Der Knecht, welchem die Beforgung des Viehstandes obgelegen, behauptete, in keiner Weise sich einer Fahrlässigkeit bewußt zu sein; allerdings sei er um 7 Uhr noch mit Licht im Stalle gewesen, allein mit wohlverschlossener Laterne. Die Versicherungen dieses Bediensteten erschienen um so glaubwürdiger, als derselbe längst als ein sehr tüchtiger und zuverlässiger Arbeiter bekannt und von seinem Meister geschätzt war. Der ebenfalls einvernommene Nachtwächter wollte auf seiner nächtlichen Rundreise gerade nichts Verdächtiges entdeckt, immerhin aber beobachtet haben, daß um 9 Uhr ein ziemlich großer Mann eilenden Schrittes von der Mühle weggelaufen sei. Wie er glaube, sei

derselbe mit einer grauen Blouse und einem Hute bekleidet gewesen. Wohin der Mann gegangen, wisse er nicht. Zu dieser Stunde habe in der Mühle noch Licht gebrannt, weshalb ihm die Sache nicht aufgefallen sei. So die Deposition des Nachtwächters.

Müller Bryner, welcher anfänglich die Erklärung abgegeben hatte, er könne Niemanden der Brandstiftung bezichtigen, erinnerte sich jetzt plötzlich des Vorfalles mit Ferdinand Meyer. „Eine graue Blouse, einen Hut — Niemand ist um 9 Uhr bei uns gewesen — ach mein Gott, das wäre schrecklich!“ jammerte der Mann.

„Was wäre schrecklich?“ fragte der Amtmann. Bryner erleichterte sein Herz und erzählte den Vorfall betreffend Liebschaft seiner Tochter. Die Deposition wurde zu Protokoll genommen und als dann noch der Gemeinderath des Ortes bestätigte, daß Ferdinand Meyer beabsichtige, nach Amerika auszuwandern, und daß er sich zu diesem Behufe bereits Ausweisschriften und Reisemittel habe geben lassen; als sich weiter herausstellte, daß die Werktagkleider Meyers mit der Beschreibung des Nachtwächters stimmten, — da war es um den armen Meyer geschehen. Der Untersuchungsrichter ließ den jungen Mann vorbescheiden und als dieser, aufgefordert, die genaue Wahrheit zu sagen, die Frage, ob er heute Abend bei der Mühle gewesen, nicht ohne Erörtern mit Ja beantwortete, wurde Ferdinand ohne Weiteres als Arrestant erklärt und noch in derselben Nacht polizeilich in das Bezirksgefängniß abgeführt.

Die Untersuchung nahm ihren gewöhnlichen Gang. Wohl betheuerte Meyer seine Unschuld, behauptend, er sei allerdings bei der Mühle gewesen, um für immer Abschied von seiner Geliebten zu nehmen; wohl wurde dies von der Tochter des Müllers bestätigt; wohl legten die Geschwister Ferdinands das eidliche Zeugniß ab, ihr Bruder sei von 9 Uhr an bei Hause gewesen: alles half nichts. Die Indizien schienen den handelnden Behörden hinreichend zu sein, den Meyer wegen vorsätzlicher Brandstiftung vor Gericht zu stellen. Das Gericht sprach ein Schuldig und der Unglückliche wurde zu zehn Jahren Zuchthaus, Schadenersatz und lebenslänglicher Einstellung im Aktiobürgerrecht verurtheilt.

Mit einer unerklärlichen Ruhe vernahm Ferdinand Meyer sein Urtheil und mit derselben Ruhe trat er den schweren Gang in die Strafanstalt an, so daß selbst der Staatsanwalt sammt den Richtern ihr Erstaunen nicht verbergen konnten. „Meine Herren, ich bin unschuldig, darauf lebe und sterbe ich!“ waren die letzten Worte Ferdinands gewesen, bevor er den Gerichtssaal verlassen hatte.

IV.

Begreiflicher Weise sprach man in Thalheim noch lange beinahe von nichts anderem als von dem vorliegenden Straffall. Nach und nach wagten freilich einzelne Personen an der Schuld Ferdinands zu zweifeln. Selbst dem Müller Bryner lag die Sache schwer auf dem Herzen; mochte er bei dem Gedanken, daß Meyer seine Tochter gerne zur Frau gehabt hätte, auch nur ungerne verweilen, so war er denn doch nicht der Mann, dem es gleichgültig schien, ob ein Unschuldiger bestraft werde oder nicht. Er stuzte auch umsomehr, als Anna, seine Tochter, immer und immer die Behauptung festhielt, Ferdinand sei nicht der Brandstifter.

Inzwischen vergingen drei lange Jahre. Bryner, dessen Vermögensverhältnisse immer noch gut waren, hatte seine Mühle längst wieder aufgebaut und hätte den ihn betroffenen Unfall wohl nach und nach vergessen, wenn ihm nicht unerwartete Familienangelegenheiten Sorgen bereitet hätten. Anna, sein einziges Kind, wollte von einer Verbindung mit dem Lieblinge ihrer Mutter, dem Herrn Vetter aus Zullberg, mit aller Entschiedenheit nichts wissen, sondern erklärte geradezu, sie werde im Hinblick auf das Unglück, das sie betroffen, niemals heirathen. Das war's denn auch, was den ziemlich betagten Eheleuten Bryner manchen geheimen Kummer machte, Kummer, der sich noch vermehrte, als Anna immer stiller und verschlossener wurde und endlich — sichtlich erkrankte.

Eines Tages, es war im Juni 1852, verbreitete sich in Thalheim wie ein Lauffeuer die Nachricht, es seien dem Bezirksamte Zullberg durch die Regierung Akten zugestellt worden, aus denen sich unzweifelhaft ergebe, daß die Scheune des Müller Bryner von einem gewissen Joseph Degen aus Menzen angezündet wor-

den, und Meyer völlig unschuldig sei. Wie leicht zu denken, brachte diese Botschaft in dem sonst so stillen Thalheim eine große Aufregung hervor, die sich in freudiges Erstaunen umwandelte, als schon Tags darauf Ferdinand Meyer zu seinen Geschwistern zurückkehrte und mit ihm ein Beamter, welcher den Auftrag hatte, die Unschuldsbeweise auf der Gemeinderathskanzlei Thalheim in beglaubigter Abschrift zu deponiren.

Die ganze Einwohnerschaft — unter ihr als einer der ersten Müller Bryner — lief zusammen, um sich über das Tagesereigniß Aufschluß zu verschaffen.

Folgendes der Sachverhalt.

Ein gewisser Joseph Degen aus dem benachbarten Weiler Menzen passirte im Herbst 1848 mit vielen jungen, ins militärpflichtige Alter tretenden Burschen des Jahrganges 1828, worunter auch Ferdinand Meyer, die sogenannte Einschreibemusterung, wobei, wie dies jetzt noch häufig zu geschehen pflegt, von den jungen Leuten ziemlich stark gezecht wurde. Bei diesem Anlasse entfiel einem angeheiterten Rekruten sein wohlgefüllter, an 30 fl. enthaltender Geldbeutel unter den Tisch, ohne daß der Verlust von dem rechtmäßigen Eigenthümer bemerkt wurde. Joseph Degen aber war Derjenige, welcher den rothseidenen Beutel heimlich aufhob und bald darauf an einem Laternenpfahle dessen Inhalt zählte. Der Verlust des Geldes wurde noch am nämlichen Abend bemerkt, aber Niemand wollte dasselbe gefunden haben. Der zu Nachtheil gefundene junge Mann machte folgenden Tages Anzeige bei der zuständigen Militärstelle. Ferdinand Meyer leistete Zeugniß dafür, daß er beobachtet habe, daß Joseph Degen an auffallender Stelle und in auffallender Weise den Inhalt eines rothen Geldbeutels gezählt habe, was zur Folge hatte, daß Degen verhaftet und — da er wirklich im Besitze des vermißten Beutels war — wegen Funddiebstahls kriegsgerichtlich mit 6 Monaten Gefängniß bestraft wurde. Während der Strafzeit brütete Degen Rache gegen den Zeugen Meyer und führte diese in der Nacht, als die Mühle zu Thalheim abbrannte, in recht teuflischer Weise aus — denn Degen war der Brandstifter. Er war es, der die Verhältnisse Meyers zur Familie

Bryner kannte, der wußte, daß Meyer im Begriffe war, nach Amerika auszuwandern. Wenn die Mühle abbrennt — so dachte Degen — wer anders kann unter obwaltenden Umständen in den Verdacht der Brandstiftung kommen, als gerade Meyer, der von Bryner zurückgewiesene, der die einzige Schuld an meiner Bestrafung trägt?

Wie die Leser gesehen haben, die Rechnung des Schurken war richtig!

Degen flüchtete sich nach seiner schwarzen That nach Amerika. Dort machte er sich bald eines schweren Straßenraubes schuldig und wurde deshalb zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt. Nach ungefähr zwei Jahren überfiel ihn eine tödtliche Krankheit. Vor seinem Ende beichtete der Sträfling dem Anstaltsgeistlichen die in Thalheim begangene Brandstiftung und bat weinend und reuig, dem zuständigen Gerichte seiner Heimatgemeinde hiervon ge-

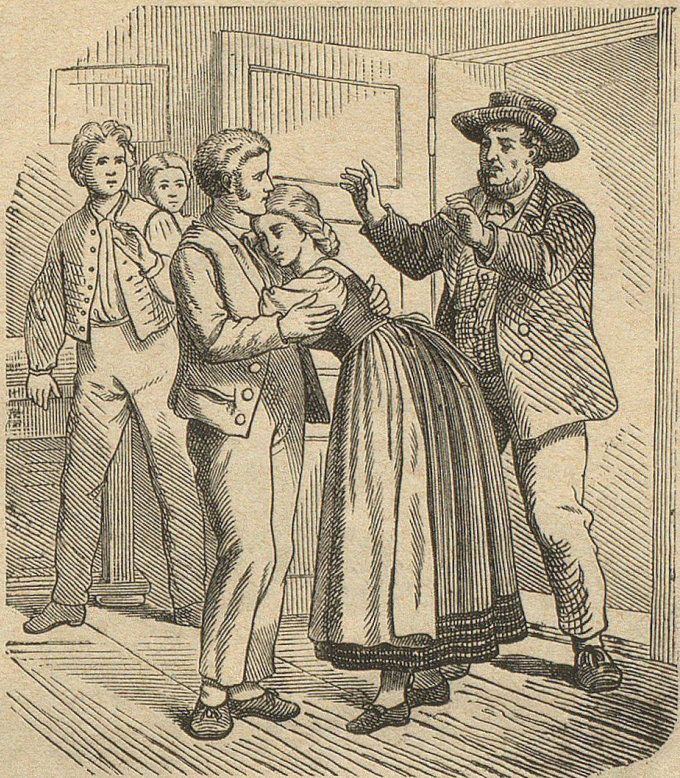
eignete Mittheilung zu machen, was dann auch unter Beobachtung aller nöthigen Beglaubigungsformeln durch Vermittlung der zuständigen Kon-

sulate geschah, und was, wie wir gesehen haben, die nachträgliche Freisprechung Meyers zur Folge hatte.

Ueberwältigt von diesen Ereignissen, begab sich Müller Bryner selbst in die Behausung der Geschwister Meyer, auf welchem Gange ihn Anna begleitete. Die Scene des Wiedersehens zwischen Anna und Ferdinand war eine tieferschütternde.

„Was Gott mit so sichtlicher Hand zusammengeführt,“ sprach Bryner tief gerührt, „das soll der Mensch nicht trennen: So seid denn glücklich miteinander und verzeiht mir meine frühere Härte!“

Und in der That, Ferdinand und Anna sind jetzt noch ein glückliches Paar, geachtet und geliebt von Allen.



Die Scene des Wiedersehens war eine tieferschütternde.

Kurzer Prozeß.

Dahinten in Amerika ist vieles möglich, was anderwärts nicht vorkommt, z. B. das Todtschießen in einem Gerichtssaale.

Gelegentlich einer Gerichtsverhandlung in Aspreal im Staate Mississippi traten zwei dortige Advokaten, welche seit längerer Zeit in persönlicher Feindschaft lebten, als Vertreter der streitenden Parteien auf. Der eine derselben, General Davis, benutzte diese Gelegenheit, seinen Gegner M. Merk von Neuem zu insultiren. „Das ist zu viel!“ rief dieser, erhob sich und zog einen Revolver aus der Tasche. „Sie haben mich beleidigt, vertheidigen Sie sich!“ Da geladene Pistolen mit aufgesetzten Kapseln ganz gewöhnlich einen Bestandtheil des judiciellen

Apparates ausmachen, war Davis wegen der Vertheidigung nicht in der geringsten Verlegenheit; aber er brauchte etwas zu lange, um die Pistole aus der Tasche zu ziehen. Kaum schickte er sich an, auf seinen Gegner zu zielen, als dieser losdrückte und ihn todt zu Boden streckte. Dies geschah in voller Gerichtsitzung, in Gegenwart der Richter und eines zahlreichen Publikums.

Aus der Geschichtsstunde.

Lehrer: „Hans, wann wurde Rom erbaut?“

Hans: „In der Nacht.“

Lehrer: „Junge, wie kommst du auf einen so närrischen Einfall?“

Hans: Sie sagten ja erst gestern: Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.